

Leibhaftiges Philosophieren – Gespräch mit dem Philosophen, Filmemacher und Wissenschafts-Preisträger 2006 Arno Böhler



Arno Böhler



Susanne Granzer, Arno Böhler, Filmstill

Der Philosoph und Filmemacher Arno Böhler erhält den Würdigungspreis des Landes Vorarlberg 2006. Damit wird neben dem Psychotherapeuten Dr. Dr. Alfred Längle, der den Hauptpreis für sein Lebenswerk erhält, ein Geisteswissenschaftler für seine vielfältigen wissenschaftlichen Aktivitäten ausgezeichnet. Böhler, der in Wien lebt und arbeitet, hat sich seit längerem im Grenzbereich von Kunst und Philosophie angesiedelt. Die Verbindung beider Disziplinen ist bei Böhler thematisch wie methodisch begründet. Dem unkonventionellen Theoretiker geht es darum, die Abstraktionsverfahren und Sinnbehauptungen herkömmlichen Philosophieens radikal in Frage zu stellen. Da dies auch die tradierten Methoden philosophischer Kritik und Interpretation betrifft, untersucht Böhler neue Formen der Wissenspraxis. Letztere werden in so genannten „lecture performances“ erprobt, Philosophie-Darbietungen der anderen Art. In ihnen wird eine begrifflich operierende Philosophie – im klassischen Fall eben eine Vorlesung – nicht nur vorgetragen, sondern als „Performance“ vielstimmig übersetzt und laufend kommentiert. Einmal an tänzerische, bildnerische oder musikalische Medien angebunden, verlieren Texte ihre akademische Autorität. Im Weg einer sinnlichen Vermittlung wird auch

ihre „universelle“ Wahrheitsgeltung fragwürdig. Dieser Übersetzungsvorgang wird nunmehr selbst Untersuchungsgegenstand eines von Böhler geleiteten dreijährigen Forschungsprojekts des österreichischen Wissenschaftsfonds. Was passiert mit einer philosophischen Theorie und ihrem Geltungsanspruch, wenn sie nicht nur in Büchern ad acta gelegt, sondern performativ ins Werk gesetzt wird? Im Gespräch mit Jürgen Schremser lotet Preisträger Arno Böhler den theoretischen Stellenwert und das kulturkritische Potenzial eines transdisziplinären Performanz-Verständnisses aus.

Hat Sie die Zuerkennung dieses Wissenschaftspreises 2006 überrascht?

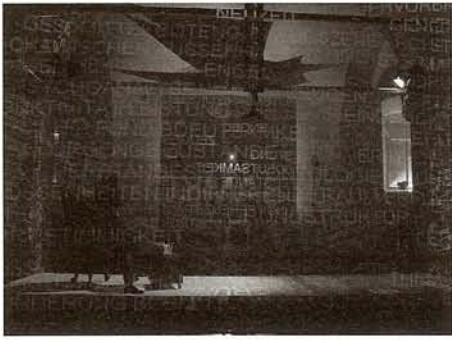
Ich war eigentlich sehr überrascht. Nicht zuletzt aus biographischen Gründen. Ich war ja nicht immer in Übereinstimmung mit den üblichen Lebensformen in Vorarlberg und habe daraus ja auch praktisch meine Konsequenzen gezogen und das Weite gesucht, wenn Sie so wollen. Umso mehr hat es mich gefreut, dass ich von Seiten Vorarlbergs dann Unterstützung für meine Arbeit erfahren habe. Die späteren Filmproduktionen zu philosophischen Themen wurden regelmäßig vom Land angekauft und auch meine künstlerische Arbeit dadurch gefördert. In gewis-

ser Weise sehe ich, dass nun auch mein praktischer wie theoretischer Widerstand gegen eine rein merkantile Lebensweise, die ja auch hierzulande dominiert, durch die jetzige Preisuerkennung eine Würdigung erfährt. Andererseits ist es großartig, dass mit beiden Preisen ein Zeichen für die Wichtigkeit der Geistes- und Kulturwissenschaften gesetzt wird. Ich denke, dass eine Befassung mit den psychischen und mentalen Befindlichkeiten einer Kultur langfristig mindestens so wertvoll ist wie das Bemühen um kurzfristige Nutzenanwendungen von Technik und Naturwissenschaften.

Zentral in Ihrer praktischen und theoretischen Arbeit ist der Begriff der „Performanz“. Dem begegnet man ja üblicherweise in der Linguistik oder in philosophischen Kommunikationstheorien, wo auf den Handlungscharakter der Sprache hingewiesen wird. Woher leitet sich ihr Performanz-Verständnis ab?

Performanz – Ereignisphilosophie – Dekonstruktion

Mein primärer Zugang ist philosophisch und ist durch mein Studium geprägt, das ich in Wien begonnen habe und das mich schließlich nach New York und Princeton ge-



„Philosophy On Stage“, 10. - 12. November 2005 im Museumsquartier Wien

führt hat. An zwei Stellen während dieses Studiums habe ich Zugänge zur „Performanz“ gewinnen können. Zunächst wurde mir klar, dass der Begriff „Performanz“ in der Philosophiegeschichte weit früher als in den Sprachwissenschaften wichtig geworden ist, nämlich mit der Frage: Was heißt Ereignis im philosophischen Sinne? Dann hat mich Avital Ronell, eine enge Freundin des Philosophen Jacques Derrida, mit Performanz als einem Moment der Dekonstruktion philosophischer Texte vertraut gemacht. Im Dekonstruktivismus wurde Performanz zu einem Schlüsselbegriff der Kritik an der Autorität klassischer philosophischer Metaphysik, die an einer universellen und überzeitlichen Gültigkeit ihrer Aussagen orientiert ist. Ein Anspruch, der sich eben auch in performativer Sicht als überzogen erweist. Schließlich hat mich interessiert, wie man diese beiden Stränge, Ereignisphilosophie und Performanz im Sinne der Dekonstruktion, zusammenführen kann.

Spielte da bereits ein künstlerischer Ansatz eine Rolle?

„lecture performances“

Ich hab mich immer für Kunst interessiert und die ist auch für meinen Zugang zum Thema Performanz wegweisend geworden. Wegweisend nicht zuletzt in einem biographischen Sinne, da ich bereits in der ersten Philosophievorlesung in Wien der Schauspielerin Susanne Granzer begegnet bin. Daraus ist über die Jahre eine Lebens- aber auch eine Arbeitsbeziehung geworden, die zuletzt in die gemeinsame Entwicklung der „lecture performances“ gemündet hat. In ihnen wird die Performance als künstlerische Ausdrucksform auf philosophische Sprechweisen angewendet. Susanne hat lange auf großen deutschen Bühnen gespielt, hat aber auch Philosophie studiert. Sie konzipiert und trägt mit ihrem Know-how die gemeinsamen Projekte mit.

Sie sagen, dass Sie bei der Herleitung des Performanz-Begriffs weit hinter die sprachwissenschaftliche

Prägung des Begriffs im 20. Jahrhundert zurückgreifen ...

... sich vom Modebegriff «Performanz» abgrenzen

Performanz ist mittlerweile auch ein Modebegriff geworden, und ich möchte mich davon abgrenzen. Der eigentliche „performative turn“ als eine Umkehr in der philosophischen Denkweise hat bereits lange vor der Linguistik des 20. Jahrhunderts stattgefunden, nämlich in der Kritik am philosophischen System des „Staatsphilosophen“ Hegel durch den Romantiker Schelling. Der hat gegen Hegels absolutes System des Wissens eingewendet, dass dieses letztlich der Vielfalt und Individualität der Erscheinungen nicht gerecht werde, da dieses System alles Veränderliche, alles Werden zur bloßen Entfaltung eines ihm vorausliegenden einzigen Prinzips degradiere. Das Einzelne hat demnach nur insoweit Bestand und Sinn als sich in ihm ein immer schon vorhandenes geistiges Prinzip, ein Plan – bei Hegel heißt dieses Apriori dann absoluter Geist - zum Ausdruck bringt. Dem setzte Schelling die These entgegen, dass jegliche Struktur, auch das Bewusstsein, immer nur als konkrete und individuelle vorhanden sei. Diese Umkehr der Sichtweise von Wirklichkeit revidiert ein Philosophieren, das bereits mit der griechischen Metaphysik und der Lehre von den ersten zielgebenden Wesensgründen alles Seienden begonnen hat. Schellings Einwand gegen Hegel wirkt nach bis zur Metaphysikkritik der Dekonstruktivisten und der philosophischen Postmoderne.

In der Kommunikationsphilosophie werden der Dialog und die Praxis des Dialogs als konstitutiv für eine sozial entworfene Wirklichkeit aufgewertet und durchaus emanzipatorisch verstanden. Ist das nicht auch „performativ“ gedacht?

Das Ereignisdenken entdeckt, dass Leben mehr beinhaltet als nur Anwendung vorhandener, vorausliegender Strukturen zu sein. Dieser Einwurf trifft eben auch die von Ihnen angeführte Kommunikationsphilosophie,

also etwa die Universalpragmatik von Habermas. Er nennt seinen Diskurs zwar performativ; er ist es aber nicht. Auch hier gilt das Denkschema eines „Zwei-Welten-Modells“. Nach diesem wird in Bezug auf unser Miteinandersprechen gefragt, was denn dabei für uns Beteiligte die konstitutiven, für die konkrete Sprechsituation notwendig vorausgesetzten Verstehensbedingungen sind. Der Sinn und die Wahrheitsgeltung des konkreten sozialen Sprechhandelns wird also auf ein vorausliegendes konstitutives Prinzip, ein kommunikatives Apriori oder Vorverständnis, zurückgebunden. Wenn aber solche vorausliegenden Strukturen feststellbar sind, also beispielsweise eine von uns beiden geteilte Semantik, gilt dann auch umgekehrt, dass der konkrete „fleischliche“ Sprechakt nur als Realisation solcher Strukturen verstanden werden kann? Wenn dem nicht so ist, dann ist doch neben der Feststellung vorausliegender allgemeiner Strukturen eine andere Aufgabe ebenso wichtig.

Welche andere Aufgabe?

Neue philosophische Aufgabe ...

Die neue philosophische Aufgabe wäre es, herauszufinden, was denn dieses Mehr in der Anwendung ist, das sich im Darstellen der Strukturen als solche nicht mehr darstellen lässt. Das wird nun zentral auch für meine Fragestellung in den lecture performances: Was ist das, was sich etwa im singulären Sprechen zwischen zwei Menschen nicht mehr unter die reine Anwendung von Strukturen subsumieren lässt, ja, durch das beschriebene Denkmuster – kommunikatives Apriori und seine bloße empirische Umsetzung - geradezu ins Abseits gedrängt wird?

Wo sucht hier Ihr aktuelles Forschungsvorhaben als philosophisches Projekt eine Antwort?

Zunächst agiere ich im Forschungsvorhaben durchaus als Philosoph, der nicht bei Null ansetzt, sondern die angesprochenen philosophischen Traditionen aufnimmt und sich an ihnen abarbeitet. Die Vorgegebenheit

einer philosophischen Sprechweise und überhaupt kultureller Sprachordnungen wird gerade im „performative turn“ betont und ändert damit aber auch das herkömmlich sprachwissenschaftliche Performanzverständnis. Es geht mir um den passiven Charakter unseres Sprechhandelns; die Tatsache, dass wir bevor wir „Ich“ sagen und Handlungen setzen, erst einmal zur Sprache gebracht werden. In jeder Sprachverwendung – und eben auch in der philosophischen – schwingt zunächst ein riesiger kultureller und historischer Verwendungskontext mit, den uns andere auferlegt haben und den wir zunächst nur zitieren können. Das, was die Kommunikationstheorie aktivistisch als Realisierung einer denknotwendigen rationalen Struktur feiert, wird in unserem Projekt als Zitierung eines Brauchtums gesehen, in dem wir als singuläre Existenz noch gar nicht vorkommen und gemeint sind. Soweit wir beide aber in dieser Gesprächssituation Sprachverwendungen zitieren, können wir uns – bei aller Verschiedenheit und Singularität – ja überhaupt verstehen. Andererseits: Wir können niemals den ganzen „Bauch“ wissen, den wir mit ins Gespräch bringen und der unsere Besonderheiten ausmacht.

Soll nun dieser „Bauch“ aufgemacht werden?

... was das unausgesprochene Mehr ausmacht

Das wäre wohl zu einfach. Schon Heidegger hat darauf hingewiesen, dass wir nicht nur im Sprechen zunächst Gebrautes zitieren, sondern auch im Fühlen das „Man fühlt“, also die kulturellen Empfindungsmuster und Gefühlsreaktionen reproduzieren. Um jetzt aber dem auf die Spur zu kommen, was das unausgesprochene Mehr der „bloßen“ Anwendung von Regeln ausmacht, wird im Forschungsprojekt sowohl die philosophische Zitierung des Allgemeinen als auch seine Materialisierung, der stimmliche und zeitliche Ort dieses Reflexionsakts untersucht. Das heißt der Vorgang des Sprechaktvollzugs wird selbst als ein Teil der Struktur zum Thema. Diese existiert ja ihrerseits nicht jenseits ihrer jeweiligen Realisierung. So wie wir im einzelnen Akt auf Gebräuche zurückgreifen, so existieren diese wiederum nicht jenseits des praktizierten „Brauchtums“. Für unser Forschungsprojekt heißt dies: Wir müssen uns beim Denken eben auch das konkrete,

sinnliche und von Zufällen bestimmte Medium des Denkens anschauen, um zu erkennen, wie z.B. eine Theorie des Sprechhandelns in einem kulturellen Kontext wirksam wird.

Liegt aber nicht gerade in der Immaterialität des Denkens sein Vorzug und auch sein Erfolg?

Chance eines sozialen Gegenentwurfs

Diese Form des Denkens hat tatsächlich über Technik und Wissenschaft unbestreitbar Erfolg gehabt. Doch ich teile hier mit Heidegger eine Kritik an der Technik, die nicht nur ihre potenzierte destruktive Anwendung nach dem Zweiten Weltkrieg meint, sondern auch das 2000-jährige metaphysische Denkmuster, wonach wir die Wirklichkeit der Natur und unseres Handelns nach bestimmten Prinzipien herstellen und uns verfügbar machen. Hier sehe ich in einem erweiterten Performanzverständnis tatsächlich die Chance eines sozialen Gegenentwurfs, der unsere Sensibilität für das weckt, was wir eben nicht aktiv hervorbringen, sondern das uns treibt, das unkontrollierbar geschieht und das wir andererseits auch nicht kontrollieren müssen. *Jürgen Schremser*